

gen. Insofern ist die freiwillige Sonntagsschule eingeklemmt zwischen Staatskirchen, dem Staat, der ja die Schulaufsicht hatte, und den Freikirchen (Kapitel 8), so dass es auch nicht verwunderlich ist, dass es zur Bildung eines „Bundes Freikirchlicher Sonntagsschulen“ kam, wie im Kapitel 9 näher ausgeführt wird.

Der Bund kam trotz unterschiedlicher Kirchenstrukturen deshalb zustande, weil die in freikirchlichen Gemeinden in England gesammelten Spenden über die Londoner Sonntagsschulunion ausschließlich den landeskirchlichen Sonntagsschulen zugute kamen. Das wollte man vor allem von baptistischer Seite und von London aus ändern. Dass dieser Bund 1891 trotz theologisch-struktureller Differenzen zustande kam, muss als ökumenisches Ereignis angesehen werden. Voigt sieht darin ein vorbereitendes Element zur Gründung der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (182). Zwischen dem freikirchlichen Bund und dem landeskirchlichen *Komité für Förderung der Sonntagsschulsache in Deutschland* gab es keine Zusammenarbeit. Offenbar wollte man den Befürwortern eines Kindergottesdienstes keine Angriffsflächen bieten (185).

Die Kapitel 10 und 11 gehen den vielfältigen internationalen Verflechtungen der Sonntagsschulbewegung (London Sunday School Union, American Sunday School Union, Methodist Sunday School Union, World Sunday School Association) und den internationalen Tagungen nach. Im letzten Kapitel trägt Voigt einige Einsichten und Beobachtungen zusammen, von denen er sagt, dass sie weiter erforscht werden sollten. Außerdem fügt er eine hilfreiche Übersicht über die Entwicklung seit dem Ende des Ersten Weltkriegs an.

Das Buch geht durchaus chronologisch vor, aber Leserinnen und Leser sind nicht gezwungen, das Buch von Anfang bis Ende in einer Sitzung durchzulesen. Es macht durchaus auch Sinn, einzelne Kapitel gesondert zu studieren, weil sie als in sich abgerundete Einheiten angesehen werden können. Von daher erklären sich gewisse Wiederholungen, die aber keineswegs stören, sondern den gesamten Stoff eingängig machen. Es muss auch auf die umfangreichen Personen-, Orts- und Sachregister hingewiesen werden, die eine große Hilfe zur Erschließung des spannenden Buches darstellen.

Erich Geldbach

Zum Täuferjahr 2007 in der Schweiz „Die Wahrheit soll bezeugt werden“¹

Das Täuferjahr 2007 sollte über das Verhältnis der reformierten Landeskirche von Bern, Jura, Solothurn und der Täufer/Mennoniten in Geschichte und Gegenwart informieren. Die Veranstaltung folgt einem Trend, der seit den 1980er Jahren nicht nur in der Schweiz das leidvolle Kapitel der

¹ Berner Synodus 1532.

Verfolgung der Täufer im 16. und 17. Jahrhundert aufzuarbeiten versucht. Dem Täuferjahr 2007 gingen in der Schweiz in Zürich anlässlich der 480sten Wiederkehr der ersten Bekenntnistaufe im Jahre 2005 eine gemeinsame Veranstaltung der Zürcher Reformierten Kirche und der Konferenz der Mennoniten der Schweiz in Zürich voraus, bei der eine Gedenktafel an der Stelle enthüllt wurde, an der Felix Mantz 1527 als erster täuferischer Märtyrer ertränkt wurde.

Das Projekt des Täuferjahres 2007 nun wurde vom Synodalrat der reformierten Landeskirche Bern, Jura, Solothurn, mennonitischen Gemeinden, sowie staatlichen, kommunalen und kulturellen Organisationen unterstützt. Die Situation im Emmental wurde dabei besonders akzentuiert.

Das Täuferjahr 2007 wurde ergänzt durch Ausstellungen, Vorträge, Führungen und Ausflüge, sowie durch eine Ringvorlesung, die von der theologischen Fakultät der Uni Bern während des WS 2006/2007 veranstaltet wurde und bei der 15 Referenten das Thema unter verschiedenen Blickwinkeln erörterten.

In diesem Zusammenhang sind drei Bücher zu besprechen:

Michael Baumann, **Gemeinsames Erbe – Reformierte und Täufer im Dialog** (GE). Das Buch enthält den Bericht über die „Versöhnung der Erinnerungen“ und die Zürcher Tagung zum Thema im Jahre 2004.

Urs B. Leu, *Christian Scheidegger* (Hg.), **„Die Zürcher Täufer 1525-1700“** (ZT). Der Aufsatzband greift über die Entstehung der Zürcher Täuferbewegung hinaus und schildert deren Entwicklung bis zu ihrem Ende im Zürichgebiet.

R. Dellsperger und *H. R. Lavater* (Hg.) **„Die Wahrheit ist untödlich – Berner Täufer in Geschichte und Gegenwart“** (BTGG). Der Band enthält die Beiträge des genannten Vortragszyklus und ist als 30. Band der „Mennonitica Helvetica, dem Jahrbuch des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte, herausgegeben. Das zu besprechende Buch gibt diese Vorträge samt Apparat wieder.

Also Zürich und Bern: Es könnte der Eindruck entstehen, als ob mit diesen Städten und ihren Herrschaftsgebieten die Täuferbewegung umfassend zu beschreiben sei. Das ist natürlich nicht der Fall und es wird auch an keiner Stelle dieser Eindruck erweckt. Auch für Basel liegt eine Untersuchung vor: H. P. Jecker, „Ketzer – Rebellen – Heilige“. Das Basler Täuferium von 1580-1700, Basel 1998.

Es sollte aber darauf hingewiesen werden, dass neben Zürich, Bern und Basel noch täuferische Brennpunkte in und um Schaffhausen, in St. Gallen und Appenzell entstanden und daneben noch viele kleine Zellen, in denen täuferisches Gedankengut und Verhalten erkennbar ist.

Die Einweihung der Gedenktafel in Zürich, mit der an den Täufer-Märtyrer Felix Mantz am 26. Juni 2004 erinnert wurde, und die Berner Vorlesungsreihe im Wintersemester 2006/2007 markierten Höhepunkte der Begegnung von Mennoniten und reformierten Landeskirchen in der Schweiz, die durchaus geeignet sind, in einem größeren Rahmen wirksam zu werden. Sie begann vorsichtig tastend mit den Puidoux-Konferenzen zwischen 1955 und 1962, die dem Friedensthema gewidmet waren und an denen neben protestantischen und mennonitischen Theologen auch Schweizer teilnahmen. Als die Mennonitische Weltkonferenz anlässlich ihrer Versammlung 1952 in Basel eine Tafel am Wohnhaus Conrad Grebels in der Zürcher Neumarktstraße anbrachte, war die Zürcher Kirche offiziell nicht vertreten. Eine Gedenktafel für den Märtyrer Felix Mantz wurde damals von der Stadt untersagt. Als zwischen der Mennonitischen Weltkonferenz (MWK) und der World Alliance of Reformed Churches (WARC) ein offizieller Dialog mit Abschlussdokument¹ stattfand, wurde dies auch von den Reformierten Kirchen der Schweiz zur Kenntnis genommen.² In dieser Zeit entwickelten sich auch die Kontakte zwischen mennonitischen und reformierten Gemeinden und Institutionen.

In Bern wurde am 8. Mai 1988 ein gemeinsamer Gottesdienst aus Anlaß der 450. Wiederkehr der Täuferdisputation in Zofingen 1538 gefeiert. Es folgten weitere Schritten zwischen benachbarten Gemeinden.

Der reformierte Pfarrer Paul Veraguth und die Stiftung „Die Schleife“ begannen eine Versöhnungskampagne unter dem Motto: „Heile unser Land“ und gewannen damit viel Aufmerksamkeit und Zustimmung. Im Jahre 2006 wurde bei Schleithem³ im Kanton Schaffhausen der Täuferweg und ein Dokumentationszentrum eingerichtet, was auf Zuspruch trifft. Letzter Ausdruck der wachsenden Annäherung und Aussöhnung ist das Täuferjahr 2007.

Bei allen Veröffentlichungen wird (mit einer Ausnahme BTGG, 289) von den Täufern auch dann gesprochen, wenn damit die heutigen Nachfahren der Täufer gemeint sind, die sich in der Schweiz „Konferenz der Mennoniten der Schweiz“ (Alttäufer) KMS nennen. Das könnte den Eindruck erwecken, als ob es zwischen den Täufern des 16. Jahrhunderts und ihren Nachfahren, die sich heute Mennoniten nennen, nur wenig Unterschied gäbe. So ist es natürlich nicht. Die Mennoniten kommen

¹ Mennonites and Reformed in Dialogue, 1986.

² Der Baptistische Weltbund und die World Alliance of Reformed Churches (WARC) führten zu Beginn der 1980er Jahre einen Dialog, der mit einem Gottesdienst im Zürcher Grossmünster am 5. März 1983 abgeschlossen wurde. Zu diesem Gottesdienst waren auch Mennoniten eingeladen. Dieser Gottesdienst stand am Anfang des Dialogs zwischen WARC und MKK 1983-86.

³ In dem abgeschiedenen Ort trafen sich im Februar 1527 einige Täufer, die später als „Schweizer Brüder“ bezeichnet wurden und verabschiedeten das „Schleithemer Bekenntnis“, das sofort von Zwingli widerlegt und später von Calvin zurückgewiesen wurde und das noch heute von Bedeutung ist.

zwar aus der täuferischen Tradition, aber sie haben im Laufe der bald 500 Jahre sich ebenso geändert wie ihre Umgebung, und auch der zu Gesetzhlichkeit neigende Biblizismus der „Schweizer Brüder“ trägt heute andere Gesichter.

1. Michael Baumann (Hg.) Gemeinsames Erbe – Reformierte und Täufer im Dialog, TVZ, Zürich 2007, 104 S.

Aus Anlass der Feierlichkeiten zum 500. Geburtstag von Heinrich Bullinger (1504-75), dem Nachfolger Zwinglis in Zürich, trafen sich am 26. Juni 2004 Vertreter/Vertreterinnen der reformierten Kirche mit Mennoniten/Mennonitinnen aus der Schweiz und hauptsächlich den USA zu einer Tagung und zur Einweihung einer Gedenktafel. An der Tagung, die von beiden Seiten vorbereitet wurde, nahmen neben anderen der Kirchenratspräsident der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich, Ruedi Reich und der Generalsekretär der MWK, Larry Miller, teil. Ziele war es, die Täuferkirchen als Geschwister zu sehen und die Gemeinsamkeit der beiden Traditionen herauszustellen. Es war ein Anliegen der Zürcher Landeskirche „sich vor denen zu verneigen, die unter der Gewalt der reformierten Kirche des 16. Jahrhunderts im Namen eines falsch verstandenen Evangeliums gelitten haben.“ Zur Ehrung von Felix Mantz und sechs anderen Täufern, [die an dieser Stelle ihrer täuferischen Überzeugungen wegen vom Nachrichter ertränkt und für Hans Landis, der 1614 mit dem Schwert hingerichtet wurde], wurde eine Gedenktafel in Anwesenheit auch der Vertreter von Stadt und Kanton Zürich eingeweiht.

Der Dokumentation „Gemeinsames Erbe“ sollte die Begegnung an diesem Tage und den Stand der Versöhnung zwischen Mennoniten und Reformierten dokumentieren. Es wird mit einem „Bekenntnis“ eingeleitet, das vom Präsidenten des Kirchenrats gesprochen wurde. Dort wird bekannt, dass „die damalige Verfolgung ... ein Verrat am Evangelium war“ Das Bekenntnis spricht vom „gemeinsamen Ausgang beider Kirchen“ und vom „tragischen Riss durch die Zürcher Reformationsbewegung“ Die Verwerfungen des zweiten Helvetischen Bekenntnisses gälten nicht mehr: „Wir sind deshalb bestrebt, das Verbindende zu entdecken und zu bestärken“. Es „sei an der Zeit, die Geschichte der Täuferbewegung als Teil der eigenen Geschichte zu akzeptieren ... und im Dialog ... das gemeinsame Zeugnis des Evangeliums zu verstärken.“ Ernst Geiser, Präsident des Ältestenrates der Konferenz der Mennoniten der Schweiz (KMS), erwiderte: „Wir danken für Euer Bekenntnis und möchten es im Geist der Versöhnung annehmen ... wir sind betroffen von Euren Worten und den zeichenhaften Handlungen und danken Euch ganz herzlich dafür.“

Die leidige Vergangenheit wurde auf der Tagung aufzuarbeiten versucht, damit sich beide Kirchen als Partner verstehen und in der Zukunft zusammenarbeiten können. Neben dem Tagungsbericht mit der Wiedergabe von Reden und Predigten wurde das „Gemeinsame Erbe“ von Reformierten und Täufern anhand von historischen und theologischen Erörterungen angesprochen. Da wird die unbarmherzige Verfolgung beschrieben und als „Unrecht“, das den Täufern im Lauf der Jahrhunderte zugefügt wurde (21), qualifiziert. Mennoniten würdigten die vielen Schritte zur Annäherung und stellten ihr täuferisches Gemeindemodell vor.

Der Wille zur Bewältigung und Fruchtbarmachung der Vergangenheit durchdrang alle Ausführungen. Die Bereitschaft zu Dialog und Zusammenarbeit wurde eindringlich und ohne Vorbehalte deutlich. Die Überzeugung von der Einheit in und durch Vielfalt wurde in zahlreichen Varianten vorgetragen.

Die Tagung war getragen vom festen Willen, ein neues Kapitel in den Beziehungen aufzuschlagen. Das ist freilich in der Praxis schwierig, denn es gibt heute in Zürich keine Mennonitengemeinde mehr. Das liegt nicht nur daran, dass Zürich um die Mitte des 17. Jahrhunderts sein Täuferproblem „effektiver“ lösen konnte als Bern, sondern auch daran, dass inzwischen weder Mennoniten zugezogen noch durch Mission gewonnen werden konnten. Nach wie vor konzentrieren sich die Schweizer Mennoniten auf die Räume Basel, Jura und Bern. Reformierte und Mennoniten haben in der Schweiz den festen Willen, vom Gegeneinander und Nebeneinander zum Miteinander zu kommen. Beide versprachen, im Leibe Christi näher aneinander zu rücken.

2. Urs B. Leu, Christian Scheidegger (Hg.), **Die Zürcher Täufer 1525-1700** (ZT), Theologischer Verlag Ag, Zürich 2007, 428 S.

Das vorliegende Werk wurde von Urs B. Leu, dem Leiter der Sammlung Alter Drucke der Zentralbibliothek Zürich, und seinem Mitarbeiter Christian Scheidegger herausgegeben. Beide sind durch einschlägige frühere Veröffentlichungen als Kenner der Zürcher Täufer ausgewiesen. Sie schrieben beide jeweils zwei Beiträge, vier weitere Autoren steuerten die restlichen vier Aufsätze bei. Trotz deren Vielfalt tritt uns das Buch als eine Einheit entgegen; das annoncierte Thema einer durchgängigen Täufergeschichte in Zürich wird durchgehalten. Zum erstenmal (wenn man von einer Arbeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts absieht) werden die Zürcher Ereignisse konsequent geschildert. Die bisherigen zahlreichen Darstellungen konzentrierten sich auf die Entstehungszeit der Täuferbewegung zwischen 1523 und 1527 und auf die Kampfschriften des Zürcher Reformators Bullinger¹. Ansonsten gab es nur verstreute Notizen in anderen Zusammenhängen zu lesen.

¹ Einzeldarstellungen der Zürcher Täufer legten vor: F. Blanke, *Brüder in Christo. Die Geschichte der ältesten Täufergemeinde [Zollikon]*, Zürich 1955; H. S. Bender,

Bemerkenswert ist die Konzentration auf die Stadt und Landschaft Zürich, die auf die Auswertung der Zürcher Quellen zurückgeht. Es zeigt sich, dass es außer den veröffentlichten „Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz“ (Bd. 1, Zürich 1952, hg. von Muralt, Schmid) noch Schätze in der Zentralbibliothek Zürich ruhen, die jetzt gehoben wurden.

Die acht etwa gleichlangen Kapitel folgen dem zeitlichen Ablauf mit folgenden Inhalten (1) Zwingli und die Täufer; (2) Bullinger und die Täufer; (3) Täufer, Hutterische Missionare und Schwenkfelder, (4) Hans Landis, der letzte Märtyrer; (5) Letzte Verfolgungen und die niederländischen Interventionen; (7) Heinrich Funck; (8) Pietismus und Täufertum. Es schließt sich „Das Einfache Bekenntnis“ von 1588 an, das sich an den Bürgermeister und den Rat von Zürich richtete und im Staatsarchiv des Kantons Zürich zu finden ist. Der Apparat ist gut ausgestattet und weist ein umfangreiches, wenn auch nicht umfassendes, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein breites Personenregister auf. Zahlreiche bildliche Darstellungen, auch in Farbe, zeitgenössische Buchtitel (Frontispices, Titeltupfer) und Landkarten halten den Text lebendig. Das Buch ist kartoniert und auch sonst aufwendig gestaltet. Seine Drucklegung wurde von der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich gefördert.

Die Autoren sprechen überwiegend von der Erwachsenentaufe im Gegensatz zur Kindertaufe. Sie übernehmen damit das landläufige Vorurteil, das man bei aller wissenschaftlichen Objektivität als fortgesetzte Diskriminierung des täuferischen Anliegens auffassen könnte, sie zumindest als Gedankenlosigkeit rügen muss. Den Täufnern ging es nicht um die Biologie, sondern um das Bekenntnis. Die früheste (hutterische) Quelle spricht von der Taufe „auf das Bekenntnis ihres Glaubens“¹. Es sollte deshalb weder von Erwachsenentaufe, noch von Glaubentaufe, sondern von Bekenntnistaufe gesprochen werden. Auch in den mehrfach herangezogenen Schleithimer- und Dordrechter Bekenntnissen wird die Bekenntnistaufe vorausgesetzt.

Die Inhalte der zahlreichen Diskussionen zwischen Täufnern und Reformierten änderten sich im beschriebenen Zeitraum nur wenig. Sie kreisten um die zusammenhängenden eher praktischen, den Alltag betreffenden Themen:

(a) Ekklesiologie: Gemeinde der Glaubenden oder des *corpus christianum* und die Gemeindegliederung, die die Täufer bei den Reformierten in Zürich vermissten;

Conrad Grebel. 1498-1526. The Founder of the Swiss Brethren, Sometimes called Anabaptist, Goshen 1950; *H. Fast*, Heinrich Bullinger und die Täufer, Weierhof 1959; *John L. Ruth*, Conrad Grebel. Son of Zurich, Scottsdale 1975; *D. G. Lichdi*, Konrad Grebel und die frühe Täuferbewegung, Lage 1998; *H. J. Goertz*, Konrad Grebel. Kritiker des frommen Scheins 1498-1526. Eine biographische Skizze, Weierhof 1998.

¹ *Caspar Bratimichel*, Geschichtsbuch [der Hutterischen Brüder] Macmillan Colony 1982.

(b) Kirchgang der Täufer und deren Kritik an den Amtsträgern, (erzwungene) Inanspruchnahme von kirchlichen Diensten, wie Taufe, Abendmahl und Trauung (Personenstandsregister);

(c) Taufe mit exegetischer Auswertung der hebräischen und christlichen Bibel;

(d) Glaube und Leben: „Besserung des Lebens“ Rechtfertigung und Werkgerechtigkeit

(e) Verhältnis zur Obrigkeit: Bürgergehorsam und *clausula Petri* (Apg 5,29), Eid und Wehrlosigkeit, modern gesprochen: Trennung von Kirche und Staat.

Die Täufer waren sich wie die Zürcher Pfarrherren bewusst, dass die trennenden Unterschiede nicht in dogmatischen Fragen zu suchen seien, sondern darin, wie der Glaube in Gemeinde und Gesellschaft umgesetzt werden solle.

Die Zürcher Obrigkeit war in ihrer Haltung gegenüber den Täufern wenig konsequent. Sie schwankte zwischen massiver Repression, die einerseits auch vor Todesurteilen und Hinrichtungen (insgesamt 6 zwischen 1527 und 1532 und dann wieder einer 1614) nicht zurückschreckte und andererseits nachlässigem Gewährenlassen. Sie verhaftete immer wieder Familienväter und gab sie dann wieder frei. Sie bestand darauf, dass die Täufer bei der Ausweisung Urfehde schworen, aber sie kontrollierte deren Einhaltung nicht konsequent. Sie zwang Täufer zur Auswanderung, dabei wurde teilweise deren Vermögen eingezogen, in anderen Fällen durften sie mitnehmen, was sie versilbern konnten. Viele der Festgesetzten konnten aus dem Gefängnis entkommen, weil die Bewachung ungenügend oder die Türen schadhaft waren. In einigen Fällen hat man den Eindruck, man habe sie absichtlich entkommen lassen. Es gelang vielen Täufern, die ausführenden Organe der Obrigkeit jahrelang zu täuschen oder ihr auf andere Weise zu entkommen, Auch die verhängten Strafen lassen feste Normen nicht erkennen. Sie reichten von Verwarnungen mit Bußgeld, über Haft ohne Urteil und zeitliche Begrenzung, von Konfiskation des Vermögens bis zur Ausweisung aus dem Land, von der Verurteilung zu den Galeeren bis zur Todesstrafe. Die Täufer konnten sich also nicht sicher sein, was sie erwartete. Der 1614 zum Tode verurteilte 70-jährige Hans Landis hielt das Urteil zunächst für „ein Spiegelfechten“ und begriff erst seine Lage, als er zur Richtstatt geführt wurde. Die Lässigkeit der Zürcher Behörden darf man nicht mit Anflügen von Toleranz in Glaubensfragen verwechseln. Die Haltung des Rats war nicht frei von Widersprüchen. Während er die Täufer mehr oder weniger hart verfolgte, nahm er großzügig Flüchtlinge auf, die den Religionskriegen in Frankreich entflohen waren. Während die ersten Täufer noch als Ketzer durch Ertränken hingerichtet wurden, starb Hans Landis als Auführer, als Krimineller durch das Beil.

Mit Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die Täuferpolitik Berns und Zürichs von den Generalstaaten der – ebenfalls reformierten – Niederlande auf Veranlassung der dortigen Mennoniten kritisch beobachtet. Der Zürcher Rat musste sich in Folge mit Protestschreiben der niederländischen Regierung und mit Eingaben und Hilfsaktionen der dortigen Mennoniten auseinandersetzen. Die Interventionen veranlassten den Rat aber nicht zu einer Korrektur seiner Politik.

Die Täufer trafen vor allem in der Landschaft auf Sympathie bei ihren Nachbarn. Das hatte wohl nicht so sehr mit einer Übereinstimmung in Glaubensfragen zu tun, als mit der täuferischen Bereitschaft zur Unbotmäßigkeit. Viele Bauern und Handwerker in der Zürcher Landschaft standen unter dem Eindruck, dass sie von der Stadt und den in ihr herrschenden Zünften und Patriziern ausgebeutet würden. So kam es immer wieder zur Verweigerung des Zehnten und anderer Abgaben an die Obrigkeit. Es herrschte auf dem Land eine latent feindselige Stimmung gegenüber Zürich. So ist es verständlich, dass die Bauern immer wieder Täufern halfen, indem sie sie vor Razzien und anderen Nachstellungen warnten oder die Vertriebenen, die wieder zurückkamen, beherbergten. Vielfach wurden die Täufer wegen ihres Mutes gegenüber den Vögten und Räten bewundert. Oft konnten sie ausgesandte Beauftragte des Rates täuschen und ihnen mit Hilfe der „Treuherzigen“ aus der Dorfgemeinschaft entkommen. Aber nicht nur die Obrigkeit hatte es angesichts der Stimmung in der Bevölkerung schwer mit den Täufern, auch die Pfarrer, die mal mehr mal weniger dringlich gehalten waren, das Fernbleiben der Täufer vom jährlichen Abendmahl zu registrieren und anzuzeigen, kamen dieser Aufgabe oft nur zögerlich und vielfach nur auf Rückfrage nach. Die Pfarrer fühlten sich vielfach nicht in der Lage, Büttel der Obrigkeit zu sein und handhabten die ihnen zugemutete Aufsichtspflicht nur oberflächlich, manche weil sie mit den Maßnahmen nicht einverstanden waren, andere weil sie Spannungen in ihren Gemeinden befürchteten, sollten sie die Täufer allzusehr bedrängen.

Wenn der Rat in seinem Bestreben, der täuferischen Rebellen Herr zu werden, energischer durchgriff und Täufer festsetzte, wurden diese dann von der Geistlichkeit belehrt, die sich dabei viel Mühe gab, die – ihrer Meinung nach – Irrenden wieder in die Kirche zurückzuholen. Daher kreiste das Frage- und Antwortspiel immer um dieselben Themen, ohne dass weiterführende Gedanken erörtert wurden. Die fruchtlosen Debatten hatten das Ziel, die Befragten wieder in die Kirche und zum Verzicht auf die täuferischen Versammlungen zu bringen oder der Obrigkeit Begründungen zur Bestrafung zu geben. In beiden Fällen sollte der Täufer – zum Beweis seiner Umkehr – seinen Gehorsam mit einem Eid bekräftigen. Oft verweigerten die Täufer den Eid und bezogen sich dabei auf die Bergpredigt, andere schworen mit der Absicht, sich nicht daran zu halten und meinten, ein erzwungener Eid könne nicht binden. Ange-

sichts der Bedeutung, die der Eid in einer Freien Reichsstadt wie Zürich hatte, sah sich das Gemeinwesen durch die Eidesverweigerung grundsätzlich in Frage gestellt und reagiert entsprechend gereizt.

Für den Rat war der Umgang mit den Täufern ein Reizthema, das einerseits verdrängt und dann wieder eifrig und kontrovers diskutiert wurde. Eine einheitliche, langfristige Politik wurde dabei nicht entwickelt. Trotzdem führte die Repression der Obrigkeit im Ergebnis dazu, dass etwa nach 1650 keine Täufer mehr in Zürich und seiner Landschaft auffällig wurden. Wer an seinen Überzeugungen festhalten wollte, wanderte ins Elsass in Orte zwischen Colmar und Schlettstadt oder in den Kraichgau (Sinsheim und Umgebung), wo die Spuren der Zürcher Täufer noch heute festzustellen sind.

Die Orthografie der historischen Personen schwankt, weil die Quellen unterschiedliche Schreibweisen wiedergeben. In der Historiografie bürgerten sich in den letzten 100 Jahren verbindliche Schreibweisen ein. So wird Mantz hier, wie allgemein üblich mit „tz“ am Ende geschrieben. Die Gedenktafel an der Limmat von 2004 liest Manz also mit einfachem „z“. Der vorliegende Band buchstabiert Melchior Hofmann, die anerkannte Schreibweise ist jedoch „Hoffman“.

Innerhalb der Zürcher Landeskirche wurde im 17. Jahrhundert das Täuferthema ständig und anhand von Schriftsätzen („Dissertationen“) diskutiert. Viele Pfarrer reagierten selbstkritisch auf das Fortbestehen des Täufertums und suchten Mängel in ihrer Ausbildung oder persönlichen Amtsführung. War es doch ein gängiger Vorwurf der Täufer, dass es zwischen den pfarrherrlichen Worten und ihrem Leben Widersprüche gäbe, dass ihre Aufführung zum Ärgernis für viele gereiche. Die Pfarrer sahen sich dem Vorwurf gegenüber, dass ihre Amtsführung nicht den Erwartungen des reformierten Kirchenvolkes entspräche. Auftreten und Ansehen der Täufer verstärkten oft diese Unzufriedenheit. An der Darstellung und Diskussion der Kontroverspunkte änderte sich auch über vier Generationen hinweg nur wenig. Statt Häresie wurde den Täufern in der Regel Ungehorsam und Aufruhr vorgeworfen. Ihre Ausrottung wurde mit der Sorgfaltspflicht gegenüber den Bürgern, die vor den täuferischen Ideen geschützt werden müssten, begründet.

Ob und wie der im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts aufkommende Pietismus mit dem Täufertum in Beziehung stand, bleibt im vorliegenden Werk leider ungeklärt. Dabei fallen die Parallelen bei theologischen Schwerpunkten wie auch die geografischen Zusammenhänge ins Auge, aber es fehlt ein genetischer Nachweis in beiderlei Hinsicht. Das achte Kapitel des Buches über Kontinuität und Diskontinuität trägt dazu leider nicht viel bei. Es sind Konvergenzen und Divergenzen festzustellen, die eine Gemeinsamkeit im Grunde ausschließen. Auch das gemeinsame Interesse an einer grundlegenden Erneuerung der Kirche, an der Wiedergeburt und Bewahrung des Glaubens im Leben, könnte dafür sprechen. Dagegen

stehen die Unterschiede im Gemeindeverständnis, in der Taufe, im Verhältnis zum Staat (Übernahme von Ämtern, Friedenszeugnis und Eidesverweigerung). Auch aus der Absonderung bei den „Schweizer Brüdern“ und Hutterern und der Separation bei den radikalen Pietisten lassen sich bei näherem Hinsehen kaum Gemeinsamkeiten entdecken.

Das Buch bietet eine Fundgrube an Daten, Personen und Einzelheiten, die auch noch in anderen Zusammenhängen ausgewertet werden können. Es ist das Verdienst der Herausgeber und Autoren, sie für die Zürcher Täufergeschichte fruchtbar gemacht zu haben. Es stellt – vor allem wegen der ausführlichen Darstellung der Zeit nach Bullinger – eine Erweiterung des allgemeinen Wissen dar. Die detaillierte Geschichte des letzten Märtyrers Hans Landis hat mich dabei besonders bewegt, und zwar nicht nur, weil ich mit vielen seiner Nachkommen in Süddeutschland und Pennsylvanien befreundet bin.

Aus diesen Quellen wird sichtbar, dass die Zürcher Täufer auch mit anderen täuferischen Gruppen in Verbindung standen. Es könnte interessant sein, diese Beziehungen aufzuspüren, vor allem denen zu Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen. Das Werk ist schon wegen seiner Detailkenntnis allen am betrachteten Zeitraum Interessierten zu empfehlen.

3. *Rudolf Dellsperger, Hans Rudolf Lavater (Hg), Die Wahrheit ist untödlich – Berner Täufer in Geschichte und Gegenwart*, Mennonitica Helvetica, 30/2007, Simowa-Verlag, Bern 2007, PB, 330 S.

Auf eine Vorlesungsreihe an der Universität Bern im WS 2006/07 ging dieses umfangreiche Buch (BTGG) zurück, das von Rudolf Dellsperger und Hans Rudolf Lavater herausgegeben wurde und das in der vom Schweizerischen Verein für Täufergeschichte (SVT) in seiner Reihe Mennonitica Helvetica (MH) als Nummer 30/2007 veröffentlicht wurde. Der Titel des Buches „Die Wahrheit ist untödlich“¹ könnte den aufmerksamen Leser auf eine falsche Fährte locken, wenn nicht der Untertitel „Berner² Täufer in Geschichte und Gegenwart“ (BTGG) diese nicht eindeutig definierte. Der Titelpatron Hubmaier hatte mit Bern (anders als mit Zürich) nichts zu tun.

Die Aufsatzsammlung umfasst 15 Vorträge zum Thema des Untertitels, die zwischen dem 3. November 2006 und dem 2. Februar 2007 im wöchentlichen Rhythmus (mit Ausnahme der Weihnachtsferien) gehalten wurden. Etwa die Hälfte (7) der Vorträge befassen sich mit der Gegen-

¹ Dieses Zitat diente Balthasar Hubmaier, dem täuferischen Reformator Waldshuts und dann Nikolsburgs als Leitwort seiner zahlreichen Schriften.

² Unter „Bern“ ist nicht nur das Gebiet der heutigen Bundeshauptstadt Bern zu verstehen, sondern das Herrschaftsgebiet Bern, das im 16. Jh. außer dem Gebiet des heutigen Kantons, noch das Waadtland, Teile des Aargaus und des Jura, sowie des Berner Oberlandes umfasste. Die Täufergebiete Emmental, Simmental und Jura unterstanden „meinen gnädigen Herren“ in Bern.

wart, die andere Hälfte (8) arbeiten die Geschichte mit den üblichen Schwerpunkten im 16. Jahrhundert auf.

Die Referenten kamen von den Schweizer Mennoniten und von der Reformierten Kirche Bern-Jura-Solothurn. Dabei ergibt sich ein buntes Bild des Täuferturns über fast 500 Jahre. Die 15 verschiedenen Autoren – unter ihnen Historiker, Kirchenleute und Laien – beschrieben ihre Themen auf ihre Weise und mit verschiedenen Maßstäben. Der Leser wird je nach Interesse die einzelnen Aufsätze mit unterschiedlichem Gewinn lesen, was der Rezensent schon dadurch zum Ausdruck bringt, dass er den einen Aufsatz mehr würdigt als den anderen.

Für die Geschichte der Berner Täufer ist der 2007 erscheinende 3. Band der Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz (QGTS III)¹, hg. von Martin Haas, von eminenter Bedeutung, die einem lange gehegten Anliegen entspricht. Die Herausgeber und Autoren Martin Haas und Hans Rudolf Lavater stützen sich in Ihren Vorträgen auf dieses neu zu Tage geförderte Material, das beide in die Lage versetzt, viele Zusammenhänge und Details präziser und einleuchtender darzustellen, als dies bisher der Fall war. QGTS III bringt Texte aus der Zeit der ersten täuferischen Anfänge in Bern, Solothurn und dem Aargau bis 1560. Der Quellenband beleuchtet die Entwicklung der Täuferbewegung in diesen Gebieten, und zeigt Zusammenhänge zwischen Antiklerikalismus und den bäuerlichen Forderungen.

Diesem Thema widmet sich auch Herausgeber *Martin Haas* (Stadtpräsident von Winterthur 1990-2002), der den Vortragszyklus eröffnete, in dem er über „Gesellschaft und Herrschaft“ im schweizerischen Umfeld der Berner Täufer sprach. Er erörterte die sozialen Voraussetzungen für die Ausbreitung der Täuferbewegung, in die er mit Belegen aus den Sippen, den Nachbarschaften die Unzufriedenheit der Bauern und die Schwächen der Berner Obrigkeit aufzeigte, die in ihrem Verhalten – wie in Zürich – zwischen Nachlässigkeit und Willkür schwankte. Dessen ungeachtet wurden bis 1571 (Hans Haslibacher) zahlreiche Täufer durch Ertränken oder durchs Schwert hingerichtet.

Hans Rudolf Lavater, Pfarrer in Erlach, einer der Schriftleiter der MH, erörterte das Thema „Theologie und Bekenntnis“ bei den Berner Täufern und zeigte dies anhand der „Schleitheimer Vereinbarung“ von 1527 und der „Berner Gemeindeordnung“ von 1527(?). In mennonitischen Kreisen wird gerne vom Schleithemer Bekenntnis gesprochen und damit der Text überstrapaziert; denn einmal bearbeitet „Schleitheim“ nur Gemeindefragen wie Taufe, Bann, Herrenmahl, Hirte, Absonderung, Schwert und Eid und setzt stillschweigend die „Zwölf Artikel“ des Apostolikums voraus. Zum anderen spricht der Text selbst von einer „Brüderlichen Vereinigung“. Die einzelnen Artikel und Zwinglis Erwiderung werden

¹ QGTS IV hatte Martin Haas schon 1974 herausgegeben.

eingehend dargestellt und in den gegensätzlichen Argumentationen ausgeleuchtet. Unter der Überschrift „Kultur des Widerstands radikaler Cluster“ beschreibt Lavater die Entwicklung in Aarau von 1523 bis 1528, dabei war ihm QGTS III willkommen. Die täuferischen und andere radikalreformatorische Ansätze führten dort nicht zur Gemeindebildung. Beginn und Entwicklung täuferischer Anfänge werden in Bibellesegruppen fassbar, die sich oft in Burgen und Einzelhöfen trafen und bei Gruppen, die in ihren Orten oppositionelle Gesinnung gegenüber der jeweiligen Obrigkeit an den Tag legten. Dazu kamen die üblichen täuferischen Elemente wie Taufe und Gemeinde der Glaubenden.

Ulrich J. Gerber, Pfarrer in Allbligen, ging der „Differenz im Kirchenbegriff bei Täufergemeinden und Landeskirchen“ nach. Dabei ging er von der Berner Täuferdisputation im März 1538 aus. Diese Disputation fand nach einer Serie von mehr als 30 Hinrichtungen statt. Schon im Mai 1532 wurde im aargauischen Zofingen ein Religionsgespräch mit Täufern abgehalten. Eine Zusammenfassung aus Sicht der Obrigkeit erschien bald darauf im Druck und wurde an die Pfarrer und Amtleute als Weißbuch verschickt. Das neuerliche Gespräch mit den Täufern sollte sie über ihre Irrtümer aufklären und sie wieder in die Gemeinschaft der Untertanen und Christen eingliedern. Dabei kommen bei Gerber die Vorstellungen, die die diskutierenden Täufer von der Kirche entwickelten, zur Sprache. Gerber stellt nun „ekklesiologische Modelle“ verschiedener Täufergruppen denen der Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin gegenüber. Er skizziert Absonderung und Legalismus bei den „Schweizer Brüdern“, die „volkskirchliche“ Variante Hubmaiers, die Gütergemeinschaft der Hutterer, die apokalyptisch getönte Theokratie in Münster, die Gemeinde „ohne Flecken und Runzeln“ der frühen Mennoniten, die von einer monophysitischen Christologie ausgelöst wurde und das Gemeindemodell der Amischen, das sich im Zusammenhang mit und im Widerspruch zum Absonderungsmodell der Schweizer Brüder etwa sechs Generationen später entwickelte. Diesen doch recht unterschiedlichen „Modellen“ kontrastiert Gerber die jeweils anders akzentuierten Konzeptionen Luthers mit der Zwei-Reiche-Lehre, Zwinglis mit der Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche, der die göttliche und menschliche Gerechtigkeit korrespondiert, und der klaren Strukturen und Verantwortungen in Kirche und Gesellschaft, wie sie Calvin für Genf entwarf.

Hanspeter Jecker, Dozent am Ausbildungs- und Tagungszentrum Bienenberg (ATB), schildert eingehend und detailliert die „Repression und Verfolgung des Täuferturns in Bern“ und beschreibt dabei in fünf Abschnitten die Zeit zwischen 1530 und 1712 (Ausweisungsdekret Ludwig XVI.). In einem kurzen Abschnitt wird die Geschichte der Berner Täufer vom Zusammenbruch des „alten“ Bern 1798 bis in die Gegenwart beschrieben. Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt zwischen Entstehung des Täuferturns und der Amischen Spaltung. Jecker erörtert aus-

fürlich die Gründe, die zu den bis ins 18. Jahrhundert andauernden Verfolgungen durch die Obrigkeit führten. Als „strittige Punkte“ führt er fast alle Kern-Überzeugungen der Täufer an:

- die Freiwilligkeit der Kirchenmitgliedschaft, die auf Glaubens- und Gewissensfreiheit beruhe;
- Gemeinde der glaubenden Christen – ohne Namenschristen;
- Die Gemeinde als Ort der Versöhnung, des gemeinsamen Bibelstudiums und der Entscheidung für ein christgemäßes Leben;
- Das Leben in Christus als Anfang und Grundlage für die Nachfolge;
- Priestertum aller Gläubigen und die Ablehnung einer klerikal strukturierten Kirche;
- Verweigerung von Eid, Amt, ziviler Gewalt und Kriegsdienst als ethisches Konzept.

Als wichtige Differenzen mit der Landeskirche nennt er die Absonderung der Täufer aus den Kirchspielen und die Gründung eigener Gemeinden ohne Dogmen und Hierarchien und die Rechtfertigungslehre. Die Täufer wollten „Früchte der Buße“ und ein verändertes Leben beim Glaubenden sehen. Dieser moralische Anspruch und seine Durchsetzung reizte die Mehrheitskirche.

Die Obrigkeit versuchte eine Pflicht zum Besuch des Gottesdienstes durchzusetzen, führte Zwangstaufen durch und kontrollierte die Teilnahme der Untertanen beim Herrenmahl und bei den periodischen Huldigungseiden. Bei Zuwiderhandlungen wurden abgestufte Strafmaßnahmen durchgeführt: Es begann bei Geldstrafen, ging über Inhaftierung, Einzug des Vermögens, hin zur Vertreibung mit Entzug des Heimatrechts, zur Verbannung auf die Galeeren und die Hinrichtung. Ebenso differenziert waren die Methoden im Aufspüren der Täufer. Die Amtleute ermunterten zur Denunziation, führten Taufrodol ein, um feststellen zu können, wer sein Kind nicht taufen lassen. Die Obrigkeit erließ zahlreiche Mandate, stellte „Täuferjäger“ ein und veranlasste die Pfarrer zu Hausbesuchen bei den Verdächtigen. Oft wurde auch die Bewohner eines ganzen Dorfes für die Festsetzung der Täufer verantwortlich gemacht und bestraft, wenn keine Täufer namhaft gemacht werden konnten.

Die Berner Obrigkeit und ihre Landeskirche waren sich insgeheim darüber im Klaren, dass die täuferische Kritik in mancher Hinsicht berechtigt war. Sie erließ deshalb immer wieder Sittenmandate, um Mißstände im Lande zu bekämpfen, und unternahm mehrere Anläufe, um ihre Pfarrer zu informieren und auf die Auseinandersetzung mit den Täufern besser vorzubereiten.

Bei der Schilderung Jeckers wird deutlich wie unterschiedlich diese Maßnahmen in ihrer Härte und Konsequenz waren. Oft wurden sie strikt durchgeführt, oft aber lässig oder nur punktuell. Es wäre interessant herauszufinden, warum das kleinere, aber weltläufigere Zürich seine Täufer um die Mitte des 17. Jahrhunderts vollständig vertrieben hatte und dies

den Bernern trotz vieler Bemühungen nicht gelang, nicht einmal als die Täufer sich unter dem Einfluss des frühen Pietismus zerstritten.

Michel Ummel, Les Reusilles, schrieb über Exil, Auswanderung und Deportation vom 16. bis zum 21. Jahrhundert. Dabei führt er in die Quellenlage vor allem in Hinblick auf die Auswanderung nach Nordamerika ein und beschreibt die Mandate und andere Maßnahmen der Städte Zürich, Bern und St. Gallen zur Vertreibung der Täufer. Er widmete einen Abschnitt der Berner Täuferkammer, die von 1659 bis 1743 vom Rat beauftragt war, die Vertreibung der Täufer zu organisieren, das Vermögen der Vertriebenen zu konfiszieren und zu verwalten. Sie stellte die „Täuferjäger“ ein, deren direkte Erfolge aber wohl nicht so groß waren, deren Auftreten jedoch einen ständigen Druck auf die Täufer und ihre Sympathisanten ausübte.

Brigitte Bachmann-Geiser berichtet von einem Besuch bei den Amischen in Berne, im US-Staat Indiana. Berne wurde 1838 (nicht 1852) von Täufern aus dem Kanton Bern gegründet. Dabei ist sie an der Folklore, Sprache und Lebensweise der Amischen interessiert und lobt sie wegen ihres „ökologischen Verhaltens“. Leider verwendet sie nur ältere Literatur und verzichtet auf die aktuellen Belege zu ihrem Thema.

Die Täufer erlebten nicht nur die Amische Spaltung (1693), sondern nach 1830 den Einbruch der Basler Erweckungsbewegung in der Gestalt des aargauischen Pfarramtskandidaten Samuel Heinrich Fröhlich (1803-57). Nach seiner dramatischen Bekehrungserfahrung in der Taufergemeinde in Langnau im Emmental 1832 predigte er über mehrere Wochen hinweg auch an entlegenen Predigtplätzen erwecklich. Sein Auftreten führte zur Gründung der Neutäufer, der viele der „Alttäufer“ sich anschlossen. Bernhard Ott, Seminarleiter am ATB, der das einschlägige Buch über die Evangelisch-Taufgesinnten Gemeinden (ETG) geschrieben hat¹ weist darauf hin, dass die „Neutäufer“ oder „Fröhlichianer“ sich immer als „Zweig der Täuferbewegung“ verstanden und ihren Ursprung auf die frühe Täuferbewegung um Grebel, Mantz und Blaurock zurückführten. Insoweit mag die Entstehung und Entwicklung der ETG mit der Amish people zu vergleichen sein. Ott schildert die Ereignisse von der ersten Begegnung Fröhlichs mit der Taufergemeinde in Langnau/Emmental über die Ausbreitung der „Neutäufer“ in der Schweiz, im Elsass und im Kraichgau (Baden) und ihr späteres Ausgreifen ins damalige Ungarn, wo sie sich „Nazarener“ nannten, bis in die Neue Welt – überwiegend im Mittleren Westen, dort unter der späteren offiziellen Bezeichnung „Apostolic Christian Church“. Die ETG steht 175 Jahre nach Ihrer Gründung vor denselben Problemen wie andere Freikirchen auch. Ott spricht deshalb in seinem Schlusskapitel über „die Suche nach einer neuen Identität“ und fragt „ETG – quo vadis?“ Dabei schließt er nicht aus,

¹ B. Ott, Missionarische Gemeinde werden. Der Weg der Evangelischen Taufergemeinden, Uster 1996.

„dass sich der Gemeindeverband mittelfristig auflöst und die einzelnen Gemeinden sich dann unterschiedlichen Denominationen anschließen.“ Er beschreibt die Aufgabe der Bundesleitung für die Zukunft: „durch die Definition eines zukunftsweisenden Leitbildes identitätsstiftend zu wirken. ... Das kann nur gelingen, wenn ein solches Leitbild überzeugend darzulegen vermag, welchen Beitrag diese Denomination zum größeren Ganzen der Mission der Kirche leisten kann und will.“

Im Aufsatzzyklus folgen nun zwei Vorträge des Berner Kirchenhistorikers *Rudolf Dellsperger* und des Synodalpräsidenten *Samuel Lutz* zur Jubiläumsfeier des Berner Synodus von 1532.¹ Der Synodus wurde von der Berner Obrigkeit kurz nach der Niederlage der Reformierten durch die Altgläubigen in den beiden Kappeler Kriegen in einer Krisensituation zusammengerufen, weil sie mit der Entwicklung der reformierten Kirche in Bern nicht zufrieden war. Sie rügte die Pfarrer, bei denen Lehre und Leben nicht übereinstimmten (ein häufiger Vorwurf der Täufer) und damit ihre Glaubwürdigkeit in Frage stellte. Neben der Amts- und Lebensführung der Pfarrer ging es um die Fragen der kirchlichen Ordnung und das Verhältnis zur Obrigkeit. Der Berner Synodus von 1532 behandelte also nur die Probleme innerhalb der Kirche, nicht jedoch deren Verhalten gegenüber Altgläubigen oder den immer zahlreicher werdenden Täufern. Die Erinnerung an dieses für die reformierte Kirche Berns wichtige Datum gehört deshalb nur insoweit in diesen Zusammenhang von BTGG, als diese Kirche und ihre Synoden sich immer wieder mit den Täufern auseinandersetzten. Dellsperger gibt einen Überblick über Relevanz und Rezeption des „Berner Synodus“ über die Jahrhunderte und urteilt abschließend, dass der „Synodus sich bewähre bei der Konzeption eines Modells solidarisch-kritischer Partnerschaft.“

Der Vortrag des Synodalpräsidenten *Samuel Lutz* fasst den Kontext der Berner Reformation in den Blick und wendet sich der aktuellen Dienstanweisung 2005 für Pfarrerinnen und Pfarrer zu, die er mit den Maßstäben des „Synodus“ in Verbindung bringt. Dabei weist er darauf hin, dass die neue Dienstanweisung aus der Diskussion aller Beteiligten hervorgegangen sei. In ihr seien Bekenntnis und Ordnung miteinander verknüpft. „Leitbild und Dienstanweisung sind zwar nicht Bekenntnisschriften wie der Berner Synodus, weisen aber einen nicht minder bekennenden Charakter auf.“ Die Dienstanweisung 2005, wird anhand der Themen Gottesdienst, Predigt, Taufe, Abendmahl, Seelsorge, Lebensführung und Ökumene durchdekliniert. In einer abschließenden Würdigung des Berner Synodus betont er in sieben Punkten die Bedeutung der kirchlichen Verfassung als einer „Friedensordnung“.

Nach diesem Exkurs wendet sich BTGG wieder den Täufern zu. *Moises Mayordomo* und *Elsbeth Zürcher*, beide Glieder in der Mennoniti-

¹ 1532 fand auch auf Veranlassung der Berner Reformatoren eine Täuferdisputation in Zofingen statt.

tengemeinde Bern, handeln über „Das moderne Täuferturn zwischen Pluralität, Gemeindeautonomie und Tradition am Beispiel der Mennonitengemeinde Bern“.

Zunächst werden die Trennung von Kirche und Staat, der Kongregationalismus, die Freiwilligkeit der Glaubensentscheidung, das Priestertum aller Gläubigen, Taufe und Abendmahl, Friedenszeugnis und Gewaltlosigkeit, sowie die Gemeinschaft in der Nachfolge Christi als „Merkmale täuferischer Identität“ ausführlich beschrieben und gewürdigt. Darauf folgt dann die Geschichte der Gemeinde Bern, die erst vor knapp 50 Jahren 1959 ihren Anfang nahm, als Mennoniten vom Land in die Stadt zogen. Zuvor waren die (Stadt-)Berner Täufer im Emmental, dem Simmental oder im Jura zu finden. Anders als beispielsweise in Zürich, entstand die Täuferbewegung im Umfeld der Stadt. Einen breiten Raum nimmt das 1997 erarbeitete „Leitbild der Mennonitengemeinde Bern“ ein, das mehr praktische als systematische Aussagen enthält, und das neue „Mennonitische Gesangbuch“ (2004). Angesichts von soviel „Identität“ mag ein eifriger Leser von Gefühlen des Ungenügens befallen werden.

Die vorzüglich Schilderung der „Mennoniten weltweit – Friedenskirche in der Ökumene“ von *Hansulrich Gerber*, Leiter der Dekade zur Überwindung der Gewalt beim ÖRK, schließt sich an. Er schildert die Mennoniten zunächst als eine kleine, aber vielgestaltige Familie, die in mehr als 70 Ländern rund um den Globus anzutreffen ist und deren Schwergewicht bei den jungen Gemeinden auf der südlichen Halbkugel liegt. Der Autor zeichnet das mennonitische Mosaik nach, das sich in den letzten Jahren in vielfacher Hinsicht gewandelt hat. Ein besonderes Anliegen ist dem Autor die Profilierung als Friedenskirche, wobei er Friedenskirche mit Gemeinde der Glaubenden und Freikirche miteinander identifiziert. Er wirbt um die Bereitschaft, in der Ökumene voneinander zu lernen: „Mennoniten sind nicht bloß gefragt, ihr Friedenszeugnis in die Ökumene einzubringen, sondern auch eingeladen, von ihren ökumenischen Geschwistern beschenkt zu werden.“ Der soziologische Wandel nach 1950, vor allem unter den europäischen Mennoniten, wird erläutert und ihr schwieriges Verhältnis zum ÖRK dargestellt. Einen breiten Raum nehmen die Dialoge verschiedener mennonitischer Konferenzen mit anderen Kirchen ein und die „mennonitische Präsenz auf dem ökumenischen Parkett.“

In diesem Zusammenhang wird die Tätigkeit des „Mennonite Central Committee (MCC) vorgestellt, das eine breit angelegte sozial-diakonische Arbeit in Amerika und in anderen Teilen der Welt erbringt. Dabei kommen nicht nur finanzielle und andere materielle Mittel zum Einsatz, sondern vor allem auch etwa 1000 Freiwillige aus unterschiedlichen Ländern und Berufen mit einem breiten Spektrum an Fähigkeiten und Leistungsvermögen. Dabei nimmt einen breiten Raum die – vor allem von

den amerikanischen Mennoniten forcierte – Friedensarbeit ein (1) Mediation und Konflikttransformation; (2) Wiedergutmachung durch einen Ausgleich zwischen Tätern und Opfern, die miteinander ins Gespräch gebracht werden; (3) Friedensstifterteams (CPT), deren Mitarbeiter versuchen sich in Konfliktgebieten zwischen verfeindete Gruppen zu schieben („Getting in the Way“) und die bisher in etwa 10 Konfliktherden dazwischengingen. Die verschiedenen Kontakte der Mennoniten mit den „Großkirchen“ und die aus ihnen erwachsenen Gespräche und Konferenzen, die meist um das Friedensthema kreisten, (Puidoux, Church and Peace, Eirene) werden besprochen. Verschiedene missionarische Initiativen werden vorgestellt, darunter auch die Lehrtätigkeit amerikanischer Professoren bei den African Independent Churches (AIC). Gerber schließt mit einem optimistischen Ausblick: „Die Mennoniten sind mit Großkirchen, Freikirchen, Glaubensgemeinschaften und Friedenskirchen unterwegs und entdecken irgendwo dazwischen ihre Identität für das 21. Jahrhundert. Dass solches nur im Kontakt und in Zusammenarbeit mit anderen möglich ist, dürfte mittlerweile klar sein. Und dass auch die Großkirchen ... auf dem Wege sind, Friedenskirche zu werden, kann uns alle nur freuen“.

Die letzten vier Präsentationen wurden in einer Veranstaltung vorgelesen und erörtern unter der Überschrift „Täufer und Reformierte heute“ aktuelle Themen oder berichten über die Aktivitäten im Täuferjahr 2007. Den Schluss machte *Samuel Lutz*, der Synodalpräsident, und ließ verschiedene Begegnungen zwischen Täufern und Reformierten, vor allem in den vergangenen Jahren, Revue passieren. Er schloss mit den Worten: „Wir brauchen in Lehrfragen nicht in allen Dingen miteinander einig zu gehen, um in Christus eins zu sein. Echte Ökumene kommt darin zum Ausdruck, wie Christinnen und Christen miteinander umgehen.“

Die besprochenen etwa gleichzeitig erschienenen Bücher werden trotz unterschiedlicher Themen von den Mennoniten und den reformierten Landeskirchen in der Schweiz und ihren Vorstellungen und Zielen bestimmt. Sie sind getragen vom festen Willen, nach einer schwierigen Vergangenheit einander kennenzulernen, sich auszusprechen und sich miteinander zu versöhnen. Dabei ist wichtig, dass nicht nur Papiere auf Leitungsebene ausgetauscht, sondern auch weite Kreise in den Gemeinden mit einbezogen werden. Die ökumenische Gesinnung wird in vielen Beiträgen sichtbar.

Das Thema der Identität wird in einigen mennonitischen Beiträgen angesprochen. Dabei werden die täuferischen *propria* mehrfach aufgezählt, erläutert und in aktuelle Zusammenhänge gestellt.

Aus vielen Beiträgen wird die Notwendigkeit deutlich, die eigene Identität zu suchen und zu bestimmen, dies aber nicht mehr in Abgrenzung zu anderen Christen, sondern um einander offener zu begegnen, Brü-

cken zu schlagen und um gemeinsame Aufgaben zu suchen. Es wird deutlich, dass das eigene Selbstverständnis nicht mehr nur aus den Erfahrungen der Geschichte, sondern eben auch durch die Festlegung von Zielen in der Gegenwart gewonnen wird.

Das Täuferjahr 2007 hat diese große publizistische Anstrengung hervorgebracht; den Herausgebern und Autoren gebührt Dank und Anerkennung für die geleistete Arbeit und für die Gesinnung, die sie dabei getragen hat.

Diether Götz Lichdi

Sabine Schröder, Konfessionslose erreichen. Gemeindegründungen von freikirchlichen Initiativen seit der Wende 1989 in Ostdeutschland, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2007, 308 S., ISBN 978-3-7887-2223-4.

Das Thema Gemeindegründung ist in den letzten Jahren stärker ins freikirchliche Bewusstsein getreten. Allerdings lagen bisher kaum Untersuchungen für Deutschland vor, die die Wirksamkeit, Ausbreitung und Methodik dieser evangelistischen Arbeitsweise näher betrachteten.¹ Sabine Schröder setzt sich in ihrer Dissertation gezielt mit der ostdeutschen Situation auseinander und versucht der Frage nachzugehen, inwieweit Gemeindegründungsinitiativen vor allem kulturell relevant gearbeitet haben. Bedingt durch die hohe Anzahl von Konfessionslosen in Ostdeutschland (70 %) galt zu prüfen, inwieweit Gemeindegründung unter diesen Bedingungen die „wirksamste Methode der Evangelisation“ sei (4).

Intensiv wendet sie sich der Geschichte der Freikirchen Ostdeutschlands zu, um der Frage der Kulturrelevanz nachzugehen. Während die Entstehung der Freikirchen im 19. Jahrhundert auf dem Hintergrund der Moderne, des Rationalismus und zugleich einer Zeit religiöser Erweckung geschah, ist die Situation in Ostdeutschland so anders gelagert, dass die evangelistischen Methoden nicht unreflektiert aus der Vergangenheit übernommen werden können bzw. die Identität, die Gestalt und der Auftrag der neuen Gemeinde sich am Umfeld orientieren muss.

Die ostdeutsche Gesellschaft wird, an Pollack anlehnd, als eine „Organisationsgesellschaft“ beschrieben, in der das Leben durch die Mitgliedschaft in verschiedenen Organisationen vorstrukturiert wurde. Zugleich entstand eine Feiernkultur, mit der religiöse Feste durch gesellschaftliche Feiern wie die Jugendweihe ersetzt wurde. Religion blieb Privatsache, so dass religiöse Öffentlichkeitsveranstaltungen sich bis heute als wenig erfolversprechend erweisen. Die Entstehung der ländlichen

¹ *Edgar Machel*, Gemeindegründung und der Lebenszyklus von Gemeinden, in: *Spes Christiana* 12, 2001, 48-61.